



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen einer Lehrerin : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen einer Lehrerin

(Fortsetzung)



Ich fing meine Besuche im Sommer an und muß ehrlich gestehn, daß ich mehr als einmal daran war, sie wieder aufzugeben, wenn ich in die engen Gassen kam, die die ärmsten meiner Kinder beherbergten. Denn hier findet man die echte Großstadtluft, hier strahlen die Häuser eine Hitze und eine Luft aus, die mir oft den Atem genommen hat. Hier spielen ungezählte Kinderscharen, sicher vor jedem Wagen, auf dem Pflaster und tragen den Schmutz auf Kleid und Körper. Hier sind die „armen und kleinen Leute“ unter sich. Wenn du hier wohnen müßtest, dann lieber den Tod! habe ich mir oft gesagt. Wie man in diesen Gassen auffällt, wie sich neugierige Augen auf die unbekannte Erscheinung richten! „Was will denn die!“ hört man hinter sich. Man wird als Eindringling angesehen und fühlt sich auch als ein solcher.

Ich will gleich hier an dieser Stelle sagen, um es abgetan zu haben, daß man einzelne Straßen nur mit starker Überwindung betreten kann. Einigemal habe ich mich von einer andern Lehrerin begleiten lassen, um einigermaßen ein Schutzgefühl zu haben, aber jede Begleitung stört bei Hausbesuchen, die Leute werden dadurch mißtrauisch. Ich habe denn auch gefunden, daß eine unnahbare Haltung (verbunden mit dem Gefühl, ein Legitimationspapier in der Tasche zu haben) hier wie überall ein guter Schutz ist und jede Belästigung verhindert. Selbstverständlich sind solche Wege besonders an trüben Winternachmittagen durchaus unangenehm und verursachen mir auch immer Herzklopfen. Aber gerade diese Besuche sind oft unumgänglich nötig, wenn man das nötige Material zum Antrag auf Fürsorgeerziehung sammeln will.

Die Treppen schon verraten meist die Verhältnisse der Mieter. Manchmal bieten sie, sauber gescheuert und mit weißem Sande bestreut, einen traulich-altmodischen Anblick, oft aber sehen sie so schmutzig aus, daß man sie nur mit Vorsicht passieren kann, oft muß man auch auf einzelnen Stufen über darauf herumkrabbelnde Kinder hinwegschreiten. Vor meinen Hausbesuchen war mir das Wort „Flurnachbar“ unverständlich. Jetzt weiß ich, daß in den einzelnen Etagen mehrere Familien, „Parten“ genannt, wohnen, ohne daß eine Korridortür die einzelnen Wohnungen (besonders in den alten Häusern) voneinander trennt. Diese Einrichtung bietet meiner Ansicht nach die vielen Anlässe zum Streite, der unter den Leuten herrscht. Jeder hört und sieht zu viel vom andern, denn wie oft geschah es, daß wenn ich kaum zur Tür hinein war, schon eine neugierige Flurnachbarin ohne weiteres erschien und als ein für mich unwillkommener stummer Zeuge (Vorstellungen gibt es natürlich nicht) die Unterhaltung mit anhörte. Jetzt habe ich es allmählich gelernt, diese ungebetnen Gäste zu entfernen.

Das Innere der Wohnungen besteht in günstigen Verhältnissen aus „Stube, Kammer und Küche,“ in andern nur aus den beiden letzten und in den ungünstigsten Fällen aus einem einzigen Raume, der dann als Koch-, Wohn- und Schlafraum dient. Durch den bei uns Deutschen herrschenden Kinderreichtum wird dieser Raum auch noch als Trockenraum für Kinderwäsche benutzt. Die Luft, die dann entsteht, spottet jeder Beschreibung und zwingt jede nicht daran gewohnte Lunge, nach längstens fünf Minuten zu flüchten. Es ist der echte, rechte „Armeutegeruch,“ der sich so fest in die Kleider setzt, daß man ihn nur mit Mühe wieder entfernen kann.

Mir ist es begreiflich geworden, warum die Tuberkulose ein so furchtbarer Feind geworden ist. Wenn ich mir vorstelle, daß ein Arbeiter Tags über in der verdorbnen Fabrikluft und Nachts über in solchen Spelunken aushalten muß, dann erscheint es mir als ein Wunder, daß wir überhaupt noch gesunde Leute haben. Und wenn wir nicht die Einwanderung von gefunden Landleuten hätten, dann würden die Großstädter bald ausgestorben sein.

Ich habe nur einmal auf dem Lande eine ähnliche Luft und ein ähnliches zusammengepferchtes Schlafen gefunden, nämlich in Arbeiterhäusern, die für polnische Akkordarbeiter bestimmt waren. Mir war bei diesen einfach mit Stroh ausgefüllten Schlafräumen der Appetit zum Essen und die Gesellschaftsstimmung vergangen. Ich weiß, daß ich über den Rittergutsbesitzer aufs höchste empört war, der Menschen einen so menschenunwürdigen Aufenthaltsort, wenn auch nur für einige Monate, anwies. In der Großstadt aber habe ich öfter Räume gesehen, die nichts Menschenwürdiges an sich hatten, die keine Spur von dem, was man eine behagliche Häuslichkeit nennt, zeigten, die aber jeder Forderung der Hygiene Hohn sprachen.

Von meinen 56 Schulkindern haben nur zwei ein Bett für sich allein, 44 Kinder schlafen zu zweien und zehn sogar zu dreien in einem Bett. Dabei muß man aber nicht an breite, sondern an recht schmale Bettgestelle denken. Fast immer schläft die ganze Familie in einem Raume, Erwachsene und Kinder in gemeinschaftlichen Betten; daß hierdurch jedes feinere Sittlichkeits- und Anstandesgefühl ertötet wird, ist klar, und daß bei unsern Kindern von kindlicher Unschuld kaum geredet werden kann, ist leider ebenso wahr. Geburt und Tod eines Menschen verliert für sie schon im zartesten Kindesalter das Geheimnisvolle und Erhabne. Täglich werden kleine Geschwister geboren und begraben, das Einschneidendste im menschlichen Leben ist etwas Alltägliches für die Kinder einer Großstadt im Armenviertel. Als Beleg folgender authentischer Entschuldigungszettel:

Herrn Direktor! Hochwohlgeboren.

Sehr geerther Herr möchte Ihnen höflichst Bitten Gertrud ein paar Tage frei zu geben, ich erwarte mit jeder Minute meine Niederkunft, habe keinen Menschen im Hause noch das kleine Kind von 2 Jahren, sollte mir schnell etwas passiren so kann mir doch das Mädchen die erste Hilfe holen, heute ist es mir unmöglich ohne Hilfe zu sein, ich bin nicht im Stande etwas zu thun, oder zu holen da ich Leute in Kost habe, ich bitte nochmals um Ihre Güte.

Hochachtend

M. B.

Ich weiß, daß ich wochenlang unter manchen Eindrücken gelitten habe, daß mich Abends der Gedanke am Einschlafen gehindert hat, welchen unerhörten Luxus ich dadurch triebe, daß ich in einem Zimmer allein und im eignen Bett schlief. Ich stellte mir vor, daß ich nur einmal eine Nacht in einem solchen Raume mit so vielen Menschen zusammen verbringen müßte — und schauderte zusammen. Schon für gesunde Menschen ist es entsetzlich, aber für Kranke muß es geradezu die Hölle bedeuten. Daher kommt es denn, daß die Leute fast jedesmal zu früh das Bett in Krankheitsfällen verlassen, und daß auch Wöchnerinnen am dritten Tage schon wieder aufstehn, ist mir durchaus als notwendig erklärlich.

Oft in den elendesten Häuslichkeiten wohnen die „Heimarbeiter.“ Wenn man bedenkt, daß hier oft die kostbarsten Konfektionsstücke entstehen, mit denen sich die Millionärin schmückt, oder daß hier Zigarren und Zigaretten verfertigt werden, die die reichsten und verwöhntesten Menschen gebrauchen, dann muß man über die Ironie des Schicksals lachen, wenn man sieht, mit welchem Behagen mancher moderne Geck, der die Reinlichkeit in Wäsche usw. als Sport treibt, der sich schütteln würde, wenn er nur einen Blick in eine solche Häuslichkeit geworfen hätte, und vielleicht das parfümierte Taschentuch vor das Gesicht halten würde, sich die dort entstandne Zigarre in den Mund steckt! Da muß man unwillkürlich an das Sprichwort denken: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“

Auch in den günstigsten Häuslichkeiten empfindet man unangenehm den Mangel an jeglichem Schönheitsgefühl. Man erkennt, wie nötig die Bestrebungen der Kunstziehungstage sind. Ich will ganz von den Möbeln absehen, denn deren Häßlichkeit ist nicht Schuld der Besitzer, sondern der Fabrikanten; daß man mit demselben Gelde schöne statt häßliche Formen schaffen kann, das beweisen die in Krupps Auftrag eingerichteten Arbeiterhäuser. Ich denke an den sogenannten „Schmuck“ der Wohnungen, zum Beispiel an die fürchterlichen „Vertikos“, die mit billigen Nippsachen vom Jahrmarkt übersät sind, oder an die gräßlichen Buntdrucke an den Wänden. Wem die Augen hierdurch beleidigt sind, der schätzt die „Meisterbilder“ des „Kunstwart“ und sorgt für die Verbreitung unter seinen Kindern, dem wird es klar, daß die Schule die Aufgabe hat, den künftigen Generationen die Augen für das Schöne zu öffnen.

Man muß auch bei den Hausbesuchen damit rechnen, daß man die ihrer Arbeit nachgehenden Eltern nicht zuhause trifft, und muß für solche Fälle den Sonntag wählen. Meist lernt man überhaupt nur die Mutter kennen, wenn die Eltern nicht Heimarbeiter sind, oder der Vater durch eine augenblickliche Arbeitslosigkeit zuhause gehalten wird. Über Arbeitslosigkeit und über Mittel, sie zu heben, ist neuerdings so viel geschrieben worden, daß ich hier nur darauf hinweisen kann, daß auch die Schule unter der Arbeitslosigkeit des Familienvaters leidet. Die Kinder bekommen durch die häusliche Not etwas Gedrücktes, ihre Farbe wird noch fahler, und die Beschaffung des Arbeitsmaterials für die Schule hört dann ganz auf. Die Leute haben eben buchstäblich nicht zehn Pfennige für ein Heft usw. übrig.

Die Aufnahme, die ich bei meinen Besuchen gefunden habe, war ganz verschieden. Je günstiger die äußern Verhältnisse, desto freundlicher, je ungünstiger

diese, desto verlegener, mißtrauischer und unfreundlicher war sie. Die unangenehmsten Aufnahmen wurden mir natürlich von den Eltern bereitet, die meinen prüfenden Blick zu scheuen hatten, und die die Folgen meines Besuches, nämlich den Antrag auf Fürsorgeerziehung, ahnten. Ich habe in einzelnen Fällen ruhig um des guten Zweckes willen alle Injurien hinuntergeschluckt und habe mich entfernt, ehe die Lage zu gespannt wurde. Dieselbe Taktik, nämlich die, zur rechten Zeit fortzugehen, befolge ich auch dann, wenn ich den „Haus-herrn“ betrunken finde oder in ihm einen der gemeinen Männer erkenne, deren Blicke schon für eine Frau peinigend sind.

Natürlich habe ich keine bestimmte Norm für mein eignes Benehmen, das muß sich der Lage anpassen. Ich trete sicher aber freundlich auf und sage gleich von vornherein, daß ich nur ein harmloser Besucher und kein Überbringer einer Hiobspost über das Kind sei (denn die meisten Eltern erwarten eine schlimme Nachricht zu hören), dadurch verwandle ich die anfängliche Zurückhaltung und das Mißtrauen in den meisten Fällen in Freundlichkeit. Vor allem vergesse ich auch bei diesen Besuchen nie, daß das Wort *time is money* noch stärker für die Leute als für mich gilt. Darum halte ich mich nie länger als zehn Minuten auf, beobachte in dieser Zeit scharf, aber unauffällig, und da ich mir vorher genau überlegt habe, was ich in diesem einzelnen Falle erwähnen will, so verliere ich nicht unnütz Zeit.

Bieten sich dem Auge Mißstände dar, gegen die ich gleich einzuschreiten für nötig halte, so tue ich dies in einer ganz selbstverständlichen Form, der aber alles Beleidigende oder Lehrende fernbleibt. Treffe ich zum Beispiel in einem mörderlich heißen Zimmer mit dementsprechender Luft einen Säugling so fest zugedeckt, daß dem armen Kinde dicke Schweißtropfen die Stirn bedecken, und ein nasser Fleck auf dem Kissen um den Kopf herum deutlich von seinem Unbehagen Zeugnis ablegt, dann mache ich mir mit ein paar lobenden Worten über das Kind das Herz der Mutter geneigt und kann es dann wagen, mit einer Bemerkung eine Decke wegzunehmen oder ein Fenster zu öffnen. Auf den Segen der frischen Luft weise ich überhaupt fast bei jedem Besuche hin und lasse auch im Unterrichte keine Gelegenheit vorbeigehn, die Kinder auf schlechte Luft aufmerksam zu machen. Mir kam dabei im letzten Jahre ein Lungenkatarrh zustatten, der mich zwang, auch mitten im Winter wenigstens aller zehn Minuten einen Augenblick lang die Klassenfenster zu öffnen. Meine Kinder waren hierdurch selbst so empfindlich für die verdorbne Klassenluft geworden, daß sie die Fenster oft genug unaufgefordert öffneten, wenn die Luft wieder dick geworden war. Sehe ich ein Kind unter falschen Lichtverhältnissen arbeiten, so mache ich eine aufklärende Bemerkung darüber, daß das Licht von der linken Seite auf die Arbeit fallen muß. Die Leute nehmen sie fast ausnahmslos dankbar auf und befolgen den Rat auch, wie ich bei einem zweiten Besuche an der veränderten Stellung des Tisches gesehen habe. Es sind eben nur Kleinigkeiten, die es hier nicht lohnt aufzuzählen, durch die man aber doch helfen und nützen kann.

Ich komme nun zum Fürsorgegesetz. Statt vieler Worte, daß es eben doch noch nicht so angewandt wird, wie es nötig wäre, will ich einen Fall erwähnen. Ich bekam in meine Klasse ein zwölfjähriges Mädchen, das sich durch große

Frechheit auszeichnete. Gleich in den ersten Wochen gab mir eine respektwidrige Bemerkung Gelegenheit, energisch vorzugehen, wodurch ich ihr weitere Frechheiten schnell abgewöhnte, da ich nicht, wie ihr früherer Lehrer, in den Fehler verfiel, sie zum Spasmacher für die Klasse zu benutzen. Viel schwerer wurde es mir, gegen den verderblichen Einfluß anzukämpfen, den das Mädchen ausübte. Das Gesicht dieses Kindes war ein interessantes Gemisch von Verdorbenheit, Frechheit und angeborener Gutmütigkeit. Hausbesuche und sorgfältige Erkundigungen belehrten mich, daß beide Eltern wiederholt Gefängnisstrafen verbüßt hatten, daß der Vater ein arbeitscheuer Trinker war, und daß die wohl arbeitswillige Mutter eine an Stumpfsinn grenzende Gleichgiltigkeit für die häuslichen Verhältnisse und dieses jüngste Kind hatte. Deshalb war denn das Mädchen auch äußerlich verwahrloßt, und da die Mutter tagsüber auf Arbeit war, hielt sie die Wohnung vor dem blind zerstörenden Manne verschlossen und wies dadurch dem Kinde bis zu ihrer Heimkehr Abends die Straße an.

Ich beantragte nun Fürsorgeerziehung für das Mädchen, aber sie wurde, wie es leider nur zu oft geschieht, nicht für nötig befunden. Kaum nach Jahresfrist wurde mir ein Schriftstück zugesandt, worin von mir ein Gutachten über das Kind wegen Fürsorgeerziehung eingefordert wurde. Denn inzwischen war das dreizehnjährige Mädchen verführt worden. Man hatte sie nun, um sie dem verderblichen Elternhause zu entziehen, ins Kinderasyl aufgenommen, und die Armendirektion hielt jetzt, nachdem das Kind, wie man zu sagen pflegt, in den Brunnen gefallen war, eine Hilfe für nötig und hatte den Antrag gestellt.

Die Lehrerschaft hat das Fürsorgegesetz mit Jubel begrüßt, aber jetzt ist man durch die mit den Anträgen gemachten Erfahrungen recht entmutigt. Wir glaubten hierdurch ein Mittel zum Vorbeugen zu haben, aber ehe nicht ein schlimmes Vergehn vorliegt, findet man seine Anträge nicht berücksichtigt. Mir ist oft von Kollegen und Kolleginnen gesagt: „Es ist verlorne Liebesmühe, einen Antrag zu stellen.“ Trotzdem halte ich es für besser, zehnmal umsonst die Schreiberei und Lauferei zu haben, als sich einmal sagen zu müssen: Hier hast du deine Pflicht versäumt!

Das unterscheidet uns Volksschullehrerinnen eben von denen anderer Schulen, daß bei uns das Erziehen, das Einwirken auf Kind und Elternhaus, ja sogar das Eingreifen in die elterlichen Rechte eine ganz andre und höchst bedeutende Stelle in unsrer Arbeit einnimmt. Eine Lehrerin, und wäre es die vorzüglichste, die nur „Lehrerin“ ist, taugt nichts an der Volksschule. Bei uns kommt es weniger auf große Kenntnisse als auf den Blick fürs praktische Leben an. Ein unpraktischer Mensch kann als Dozent auf der Universität oder als Lehrer auf dem Gymnasium Hervorragendes leisten, für den Volksschuldienst wäre er unmöglich, da kann man nicht mit Scheuklappen vor den Augen an dem alltäglichen Leben vorbeigehn. Denn für die Lehrerin einer Volksschule ist es mit dem Präparieren und Korrigieren noch nicht getan, unsre Arbeit darf mit der Schule nicht aufhören. Das zu begreifen fällt jeder jungen Anfängerin schwer. Aber die Erfahrungen sind die besten Lehrmeister. Man wird förmlich mit der Nase auf das praktische Leben und die soziale Hilfsarbeit gestoßen und muß sehen, wie man sich damit abfindet.

Die Männer aber, die das Ideal der Weiblichkeit im „Blumenhaften“ und „Unberührten von den Schatten- und Nachtseiten des Lebens“ sehen, die etwas „Saltfuchendes“, „Anschmiegendes“ beim Weibe verlangen, für die nicht das Ideal der Frau im Starcken, Lüchtigen, Mütterlichen und in einem energischen, kraftvollen, hilfsbereiten Zufassen liegt, die sollen ihre Töchter nicht Volksschullehrerinnen werden lassen. Denn jene weiblichen „Vorzüge“ werden unbarmherzig getötet.

Prüderie und Zimperlichkeit sind hier schlecht angebracht. Wenn ich daran denke, wie unsanft mir im Anfange meiner Schullaufbahn die Augen für die traurigsten Seiten des Lebens geöffnet wurden, dann muß ich allerdings sagen, niemand sollte so jung wie ich den Volksschuldienst antreten. Ich weiß, wie ratlos ich mich bei folgender peinlichen Szene benahm. Ich öffnete auf ein Klopfen die Tür, ein einfach aussehender Mann stand vor mir und fragte:

„Sind Sie die Lehrerin X. Y.?“ — „Ja.“ — „Sitzt in Ihrer Klasse die Schülerin M. N.“ — „Ja.“ — „Ich bin Geheimpolizist; die betreffende Schülerin ist wegen eines Diebstahls angeklagt, außerdem steht sie in dem Verdachte, sich der Prostitution ergeben zu haben. Halten Sie eine solche Verderbtheit des Kindes für möglich?“

Ich hatte bis dahin noch nie das Wort gehört, seine Bedeutung war mir also völlig unklar. Ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe, aber jedenfalls sagte mir der Beamte: „Wollen Sie mir eine ältere Lehrerin und das Kind schicken.“ Er bewies dadurch, daß er Verständnis für meine zwanzig Jahre hatte. Im Laufe der Jahre habe ich öfter unerquickliche Verhandlungen gehabt und habe gelernt, auch in solchen Situationen das Richtige zu treffen. „Man verliert für viele Sachen das feinere Empfinden, sagte mir einmal eine Kollegin, denn man sagt öfters Dinge, die uns durch das Schulleben gebräuchlich sind, die aber in der Gesellschaft auf den Gesichtern Staunen oder Befangenheit hervorrufen.“

Ich mußte ihr beistimmen; als mir aber kürzlich eine ältere verheiratete Dame bei einem Schulgespräch entrüstet sagte: „Sie dürften als junges Mädchen so etwas gar nicht sagen!“ da mußte ich über diese Einfalt doch lachen und konnte nur erwidern: „Die Volksschule kann auf »Jungemädchengefühle« keine Rücksicht nehmen.“ Aber diese Dame ist leider der Typus so vieler, die von dem Traurigsten im Leben nichts wissen wollen, damit man nicht etwa ihre Hilfe in Anspruch nimmt. Ich würde es für äußerst segensreich halten, wenn jedes, auch das vornehmste und reichste Mädchen gezwungen würde, ein Jahr lang in Krankenhäusern, Krippen, Volkskindergärten, Volksküchen und Speiseanstalten usw. dem Staate Dienste zu tun. Dadurch würden das Oberflächliche, Putz-, Genuß- und Gesellschaftsüchtige, das Pharisäertum, der Egoismus der gebildeten Kreise und die Unkenntnis der sozialen Nöte sehr vermindert werden. Die Klagen gegenstände würden sich mehr ausgleichen, denn manche Millionärin würde sich nach einem Jahre solcher Arbeit wohl scheuen, Tausende unnütz zu vergeuden, wenn sie wüßte, wie vielem Elend in der Welt noch zu steuern ist; das soziale Gewissen vieler würde erwachen.

Die Ansicht von der Notwendigkeit der Hausbesuche ist noch nicht all-

gemein in Lehrerkreisen durchgedrungen, wenn sich auch die Ansicht mehr und mehr Bahn bricht, daß notwendigerweise etwas zur Umbahnung eines nähern Verkehrs mit dem Elternhause geschehen müsse. So ist der Gedanke an Veranstaltungen von Elternabenden geweckt worden. Sogar die Regierungen haben ihr Interesse für diese Frage dadurch gezeigt, daß sie die Elternabende in den Hauptkonferenzen zur Besprechung gestellt haben. So viel ich weiß, sind diese Abende abgelehnt worden. Ich persönlich verspreche mir auch nicht allzuviel von dieser neuen Einrichtung, denn es werden zu diesen Veranstaltungen nur die besten Elemente kommen, die aber, um die es der Schule besonders zu tun sein muß, werden fernbleiben. Da ich keine persönlichen Erfahrungen von Elternabenden habe, so kann ich die sich dafür Interessierenden nur auf die zahlreiche Literatur hinweisen.

Wohl aber habe ich einige Mütterabende, deren Anregung aus Süddeutschland (München) kam, mit gutem Erfolge veranstaltet. Der Zweck dieser Abende ist, mit den Müttern über wichtige Erziehungsfragen Verständigung zu suchen und so durch größere Übereinstimmung der Schule mit dem Elternhause die Erziehung der Kinder zu fördern. Die Ergebnisse sind günstig, das beweist der zunehmende Besuch bei Wiederholungen, außerdem dienen sie ebenfalls zur Vermeidung von Differenzen. Als Versammlungsort wählt man am besten Gemeinde- oder Vereinshäuser. Ich sprach mit den Müttern über Sachen von allgemeinem Interesse für Schule und Haus und hatte die Genugtuung, auch die Mütter lebhaft ihre Ansicht äußern zu hören. So behandelte ich das Schulbad, Gesundheitsregeln, Zahnpflege, die Schädlichkeit des Alkohols, die Kleidung der Mädchen usw. Bei der Konfirmandenentlassung werde ich auch die Berufswahl besprechen, doch dazu hatte ich bisher noch keine Gelegenheit.

Die Mütterabende heben aber die Hausbesuche nicht auf, sie sind nur eine wertvolle Ergänzung dazu. Man kann die dort gemachten Beobachtungen unauffällig verwerten, da dann für den Einzelnen nichts Verletzendes in einem Hinweise liegt. Im allgemeinen dürften drei solcher Abende im Jahre genügen, da die Vorbereitungen für die Lehrerin zeitraubend sind. Eine Mutter sagte mir am letzten Abend: „Es ist nur schade, daß die Herren Lehrer nicht auch Väterabende veranstalten.“ Nun vielleicht geschieht dies bald.

Einmal jährlich und zwar kurz vor Weihnachten lade ich mir sämtliche Kinder der Klasse in meine Wohnung ein. Wir stecken dann den Baum an, singen Weihnachtslieder, und die Kinder, die sich dazu melden, dürfen mir zur Überraschung ein selbstgewähltes Gedicht hersagen. Nicht viel länger als eine Stunde dauert diese anspruchslose Feier, aber die Kinder kommen sehr gern und fragen schon im November danach. Außerdem bieten auch die Schulspaziergänge und die für die Naturgeschichte und die Heimatkunde vorgeschriebenen monatlichen Ausflüge reichlich Gelegenheit, den Kindern menschlich näher zu kommen und persönlich auf sie einzuwirken.

Hier ist es nun Zeit, von der Wichtigkeit der rechten Persönlichkeit des Lehrenden zu sprechen, da diese, gleichviel ob Lehrer oder Lehrerin, von der höchsten Bedeutung für die Kinder ist. (Vielleicht wäre es nach dem Goethischen Satze: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edeln

Frauen an“ nicht unangebracht, auch den Schülern der Knabenvolksschule den Segen der Erziehung einer gebildeten Frau zuteil werden zu lassen.) Ich will aber an dieser Stelle nur von dem Einflusse der Lehrerin auf die Mädchen reden. Dieser ist an den Volksschulen wieder von viel größerer Bedeutung als zum Beispiel an den höhern Mädchenschulen, denn an der Volksschule ist die Lehrerin oft während der ganzen Schulzeit die einzige gebildete Frau, die in enge Beziehung zu den Mädchen tritt und ihren Einfluß auf sie geltend machen kann. Man muß aber erst eine Persönlichkeit geworden sein, ehe man als solche wirken kann. Darum halte ich es für eine durchaus richtige Maßnahme vieler Städte, das Anstellungsalter der Lehrerinnen höher hinaufzuschieben, und diese nicht mehr vor dem fünfundzwanzigsten Jahre anzustellen. Ein junges Mädchen, das frisch vom Seminar an die Schule kommt, ist in den seltensten Fällen der ihr harrenden Aufgabe gewachsen.

Ich stehe aber durchaus nicht auf dem Standpunkte von Anita Augspurg, die kürzlich der Lehrerinnenschaft vorwarf, daß die jungen Lehrerinnen den Beruf nicht aus Neigung wählten, sondern diesen andern Frauenberufen, zu denen sie besser paßten, aus Standesrücksichten vorzögen. Darum hätten sie auch tausend andre Gedanken im Kopf und füllten den Beruf nicht gut aus. Die Erwiderung hierauf hat ja der Lehrerinnenverein schon so gut gegeben, daß ich nur noch hinzuzusetzen habe: An Pflichttreue fehlt es den wenigsten, aber an Erfahrung, Einsicht und an dem nötigen Ernst des Lebens, der sich ja erst mit den Jahren, wenn auch bei dem einen früher, bei dem andern später, einzustellen pflegt. Man muß erst zu einer gewissen Resignation gekommen sein und eingesehen haben, daß es besser ist, andern zu nützen, als für sich zu verlangen.

(Schluß folgt)



Ein Brief aus trüber Zeit

Mitgeteilt von A. Kobolski in Halle a. S.

(Schluß)



U kannst Dir aber die Conjunction in meinem Hause denken, nun kam zu den vielen Geflüchteten auch noch das Militär, aber von Herzen gern gab man, was man hatte. Meine Leute, die so treu zu mir gehalten, durften auch nicht vernachlässigt werden. — Doch die Freude dauerte nicht lange, das Kommando (Infanterie) marschierte zurück; Seydlitz hatte keinen besondern Befehl bekommen, und ich bat ihn, noch zu bleiben, es war sehr gewagt von ihm, aber mit der größten Ausdauer unermüdetlich that er mit seinen Dragonern bei dem fürchterlichsten Wetter seinen schweren Dienst. Es kostete mir Mühe, mein Korps wieder in Ordnung zu bringen, denn auch Seydlitz rückte bald ab, und wir waren wieder ganz auf uns selbst angewiesen, dem ganzen Haß der Insurgenten preisgegeben. Dabei wurden meine eigenen Leute von den Pfaffen in der Weichte bearbeitet; wer in der Weichte gewesen war, kam nicht mehr zu den Wachen; immer vereinzelter standen wir da, einer meiner jungen Leute brannte mir durch und ging in das

Grenzboten I 1905

59